

(Nachdruck verboten.)

81

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

5.

Aber während sie dastanden und den Tiger ansahen, der in seinem Käfig auf und nieder ging, unruhig und vom Sonnenschein geblendet, rief Madame d'Ora aus:

„Da stehen sie ja alle beide!“

„Wer?“ fragte Hall.

„Evanston und Mirjam. Dort beim Affenkäfig.“

Sie lief dahin und brach in ein Gelächter aus.

„Guten Tag, Mirjam! Herr Evanston will Dich wohl seiner Familie vorstellen? Guten Tag, Herr Missionar! Daß New York doch nicht größer ist! Wie geht es Dir, Mirjam, bist Du in Dein neues Heim gekommen, und magst Du gern da sein?“

Evanston hatte sich einen Schritt zurückgezogen, sein Ausdruck bezeugte, daß er sich geehrt fühlte und doch einen gewissen Abstand bewahren wollte, er starrte Madame d'Ora an und bemühte sich, warnend zu lächeln.

„Fräulein Karekin wohnt jetzt im Hause des wohl-ehrwürdigen Samuel R. Mc. Carthy, Atlantic Avenue, Brooklyn, eines allgemein geachteten Mannes, der Ihnen, gnädige Frau, freilich wahrscheinlich unbekannt sein wird. Ich bin überzeugt, Fräulein Karekin wird die Freundlichkeit nicht vergessen, die man ihr an Bord des „Bacharach“ erzeigt, wie ich auch überzeugt bin, daß es zu ihrem besten ist, daß sie jetzt in ruhigere Verhältnisse gekommen ist.“

„Sagen Sie lieber, Sie freuen sich, daß sie nicht mehr bei mir, der Entsetzlichen ist,“ sagte Madame d'Ora trocken.

„Herr Evanston, darf ich mir die Frage erlauben, ob es Ihre oder Mirjams Idee ist, daß Sie hier sind und die wilden Tiere ansehen? Wenn es Mirjams ist, so befinden wir uns hier in einem Garten Edens, wenn aber Sie es sind, der sie hierher geführt hat, so ist es — darf ich es sagen?“

„Fräulein Karekin versteht noch kein Englisch,“ entgegnete Evanston mit einem unheilverkündenden Blähen der Nästern: „wäre das der Fall, so würde unsere Unterhaltung ihr Ende erreicht haben.“

Edmund Hall legte sich ins Mittel, indem er eine Bemerkung an Evanston richtete, und während sie sprachen, nahm sich Madame d'Ora Mirjams an, die ein wenig hilflos da stand, sonst aber frisch und lebhaft aussah.

„Aber wo ist die hübsche Frisur, die ich Dir gestern morgen gemacht habe?“ fragte Madame d'Ora ganz vorwurfsvoll. „Darfst Du dort, wo Du bist, nicht damit gehen? Du siehst lange nicht so hübsch aus, wenn Du das Haar aus der Stirn trägst, obwohl Du auch so süß bist. Herr Evanston, warum darf Fräulein Karekin doch nicht ein wenig modern aussehen? Ist es ein sehr pietistischer Mann, in dessen Hause Sie Mirjam untergebracht haben?“

Evanston antwortete nicht, sondern sprach weiter mit Hall, dem er große Fürsorge und Ehrfurcht erwies. Sie gingen ein wenig zwischen den Käfigen umher, und Madame d'Ora fing an, Mirjam von den Tieren zu erzählen. Mirjam schien ganz Auge zu sein, mit großen, lebhaften Blicken sah sie alles an, aber die feinen Züge rührten sich nicht. Nur wenn Madame d'Ora sie dazu zwang, sprach sie, und dann lächelte sie, schien aber nicht fröhlich zu sein. Es gelang Madame d'Ora nicht, sie zum Lachen zu bewegen, weder über die Bären noch über das Kamel, das sie selber auslachte, oder das Flußpferd, dessen Blick sie vor Vergnügen hüpfen machte. Nur einmal blieb Mirjam von selber vor einer Umzäunung stehen, wo ein Paar Bergschafe weideten. Sie schienen ihr Gefallen zu erregen, sie sah zu ihnen hinein und ihr schönes Gesicht wurde noch stummer.

„Mein Gott, fühlst Du Dich so angezogen von dem Schaf!“ rief Madame d'Ora mit einem teilnehmenden Lachen und umarmte sie. Mirjam seufzte und sah mit sanften Augen auf.

„Das muß Hall hören!“ sagte Madame d'Ora glückselig. Sie eilte zu den anderen beiden und erzählte es, aber weder Hall noch Evanston konnten darüber lachen.

„Ob wir nicht lieber fahren sollten?“ fragte Hall. „Sie wollten mit mir in bezug auf Fräulein Karekin sprechen, Herr Evanston. Wollen wir nach meinem Laboratorium fahren — ich denke, wir haben alle vier Platz im Automobil — oder ziehen Sie es vor, in meine Privatwohnung zu kommen? Ich wohne in der dreißigsten Straße. Das Haus, in dem ich mein Laboratorium habe, wird um sechs Uhr geschlossen.“

Evanston sah Madame d'Ora mit einem Blick an, bei dem sie ihn sofort ertappte:

„Na, ich fahre mit, Herr Evanston,“ sagte sie und lachte ihm ins Gesicht. „Ist Ihnen das sehr unangenehm?“

Er schlug die Augen nieder, und an seinen Kiefern bildeten sich große Muskelnoten.

„Komm, Mirjam, wir wollen zusammen sitzen, mein liebes kleines Schaf. Dann können die beiden Sirten sich miteinander unterhalten.“

Hall lachte kopfschüttelnd über Madame d'Ora, aber sie machte mit kampfbereiter Miene Front gegen ihn. Sie war unwiderstehlich und als sie das alte, verlebte Aufblitzen in Halls Augen sah, ward sie wieder die Glüte selbst. Während sie nach der Stadt hinunterfuhr, strahlte sie vor Ausgelassenheit. Evanston sah schweigend da.

Im Laboratorium angekommen, ließ Hall die beiden Damen Platz an den Fenstern nehmen und forderte Evanston auf, sich an seinen Arbeitstisch in dem anderen Ende des Raumes niederzulassen. Evanston aber schien dies nicht als Aufforderung zu betrachten, mit seinem Vorhaben herauszurücken, er fing an, sich umzusehen und über die verschiedenen merkwürdigen Dinge zu reden, die im Laboratorium zu sehen waren. Hall pflegte mit niemand über seine Arbeiten zu sprechen, aber in dem Bestreben, Madame d'Oras Unliebenswürdigkeit gegen Evanston wieder gut zu machen, begann er, ihm einige in die Augen fallende Kleinigkeiten zu zeigen, die, wie er wußte, stets die Aufmerksamkeit des Laien fesseln.

„Wir wollen auch sehen!“ rief Madame d'Ora vom Sofa her und kam mit Mirjam herbei. Nun sah Hall ein, daß etwas gemacht werden mußte, und mit der Miene eines Zauberers schickte er sich an, einen Kolben und einige Gläser zusammenzustellen, er lächelte Mirjam zu und klingelte geheimnisvoll. Mirjam erröte.

„Ach, das ist der alte Versuch mit Luft, die knallt,“ sagte Madame d'Ora geringschätzend, „wie magst Du nur!“

„Fräulein Karekin hat es vielleicht noch nicht gesehen,“ meinte Hall und sah gutmütig auf. Madame d'Ora wandte sich ab und begann unter einem ignorierenden Trällern eine Reihe Reagenzgläser zu betrachten, die zugedeckt und mit Aufschriften versehen in einem kleinen Stativ standen. Es waren gefärbte Flüssigkeiten und sonderbare erstarrte Massen darin.

„Was ist das?“ fragte Madame d'Ora.

„Das sind Bazillen,“ erklärte Hall, „nimm Dich in acht, daß Du keines der Gläser zer schlägt. Sie sind gefährlicher als Dynamit.“

„Komm doch her und erkläre mir das alles,“ befahl Madame. Hall ging lächelnd hin und nahm verschiedene von den Gläsern heraus, klopfte mit dem Nagel daran und erzählte, was sie enthielten. Aber dies interessierte auch Evanston lebhaft, und Mirjam sah mit großen, friedlichen Augen zu. Hall zeigte ihnen Tuberkelbazillen und suchte ein Buch hervor, in dem sich Bilder davon in vergrößertem Maßstab befanden. Er zeigte ihnen Pestbakterien und andere tödliche Ansteckungsstoffe. Madame d'Ora stand da und piff, sie langweilte sich.

„Es ist sonderbar,“ sagte Evanston und wog eins der Gläser in der Hand, — „hier stehe ich mit diesem Glasrohr, das nichts weiter zu enthalten scheint als ein wenig trübes Wasser, und dabei ist es eine kleine Welt von Krankheiten...“

„Es sind Keime zu Sympthobie in dem Glase, Sunde-tollwut, genug um eine Provinz anzustecken,“ erklärte Hall. Evanston hielt das Glas mit einem Ruck vor sich hin, setzte es dann langsam und vorsichtig wieder in das Stativ.

„Und dies?“ fragte er, auf ein anderes Glas mit einer blutroten Flüssigkeit zeigend.

„Sollen wir denn jetzt Dein Knallfunksstück sehen?“ fragte Madame d'Ora ungeduldig.

„Ich muß erst ein wenig Seifenwasser haben,“ sagte Hall und entfernte sich. „Einen Augenblick!“

Mirjam hielt den Kopf in die Höhe und schnüffelte unbewußt wie ein junges Tier. Plötzlich verbreitete sich eine eigentümlich kalte Luft in der gewöhnlichen Atmosphäre des Laboratoriums. Sie kam aus dem Entwicklungsapparat, den Hall aufgestellt hatte. Madame d'Ora trällerte eine Melodie vor sich hin und klopfte mit dem einen Fuß ungeduldig auf den Fußboden. Auf einmal sah sie Evanston mit einem großen kriegerischen Blick an, betrachtete prüfend seinen grauen Anzug, seine Stiefel; Evanston machte sich aber etwas zu schaffen und wandte ihr den Rücken zu. Er hatte eine Maschine von sonderbarem Aussehen entdeckt und fing an, sie zu untersuchen. Madame d'Ora sah sich elend an diesem grauen Rücken, der die Schulterblätter ihr zuwandte. Schließlich lachte sie mit einem kurzen Schnauben vor sich hin. Sie sah Mirjam an und ließ ihre großen Augen, die jetzt ganz vorstehend waren, über ihre schwächliche Figur und das einfache weiße Kleid gleiten. Aber sie sagte nichts. Und Mirjam stand unschuldig da.

„Darf ich mir die Frage erlauben, wozu diese sonderbare Maschine dient?“ ertönte Evanstons vorsichtige Stimme. Er wandte den Kopf fragend nach Hall um und zeigte auf den Apparat.

„Das ist eine Maschine zur Herstellung von Radium,“ antwortete Edmund Hall, der mit einer Tonpfeife und einer Tasse mit Seifenwasser beschäftigt war.

„Radium — ach so! Radium, — ich meine doch, ich habe etwas darüber gelesen — das ist ein neuer Grundstoff, nicht wahr?“

Hall nickte. Er blies, von Mirjam beobachtet, das Seifenwasser in der Tasse zu Blasen auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Dr. Arons - Quecksilber-Dampflampe

Ist vor kurzem von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin in den Handel gebracht worden. Bei der Fülle von Neuerungen, die beständig auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik auftauchen, denkt man vielleicht, wenn man den Namen zuerst hört, an eine technische, von Dr. Arons eingeführte Neuerung, um so mehr, als mehrfach bereits von der Quecksilber-Dampflampe in Verbindung mit dem Namen des Amerikaners Cooper-Hewitt in den letzten Jahren die Rede war. Doch ist das nicht ganz richtig. Die Quecksilber-Dampflampe ist bereits 14 Jahre alt, und es handelt sich bei ihr nicht um eine amerikanische Erfindung, sondern um eine deutsche, eben eine Erfindung unseres Genossen Dr. Leo Arons. Dr. Arons hat die Lampe am 21. Oktober 1892 der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin vorgeführt. Damals war er Privatdozent an der Berliner Universität, aus welcher Stellung er bekanntlich wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung entfernt worden ist.

In ihrer einfachsten Form, in der die Lampe vor 14 Jahren der physikalischen Gesellschaft vorgeführt wurde, besteht sie aus einer luftleer gepumpten U-förmig gebogenen Röhre, deren nach unten gefehrte Schenkel mit Quecksilber gefüllt sind. Die Stromzuführung wird durch eingeschmolzene Platindrähte vermittelt. Der Lichtbogen zwischen den Quecksilberkuppen in den beiden Schenkeln entsteht, wenn man durch Neigen der Röhre eine vorübergehende Berührung der Kuppen bewerkstelligt.

Bald nach dem Vortrage von Dr. Arons in der Physikalischen Gesellschaft wurde die Lampe in mannigfachen Modifikationen für Laboratoriums- und technische Zwecke hergestellt, sowie in den verschiedensten Zeitschriften — wir nennen nur die „Zeitschrift für Beleuchtungswesen“ und die „Zeitschrift für Instrumentenkunde“ — eingehend beschrieben. Die ihr eigentümlichen Vorzüge sind: sie verbraucht kein Material; das Quecksilber destilliert langsam von der Anode zur Kathode hinüber; ist der Kathodenschenkel bis zur Biegung gefüllt, so fliehet das Quecksilber zurück, ohne daß eine Unterbrechung des Leuchtens stattfindet. Ein weiterer Vorzug ist die Möglichkeit, den Lichtbogen außerordentlich zu verlängern; Arons beschrieb im Jahre 1898 in den „Annalen der Physik“, wo er seine weiteren Studien über den Quecksilberlichtbogen veröffentlichte, einen solchen von dreiviertel Meter Länge. Durch eine solche Ausdehnung der Lichtquelle — das Licht strahlt von dem ganzen dampferfüllten Raume aus — werden ähnlich wie beim zerstreuten Tageslicht scharfe Schlagschatten vermieden. Weiter stellt das Licht dieser Lampe das rationellste Licht dar, dessen Herstellung bis jetzt gegliückt ist; denn es wird fast die Hälfte der aufgewendeten Energie in sichtbare Strahlung umgesetzt, gegenüber einem Fünftel beim Gasglühlicht, einem Sechstel beim elektrischen Glühlicht, einem Zehntel beim elektrischen Bogenlicht und dem Acetylenlicht. Professor Lummer, eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik, gegenwärtig

Direktor des Physikalischen Instituts an der Universität Breslau, sagt von der Lampe: „Die Temperaturstrahlung scheint bei ihr ganz ausgeschlossen. Damit wären wir tatsächlich bei der Lumineszenz-Lampe, dem Leuchten der Geißlerschen Röhren, des Reichkafers usw. angelangt, und zwar in einer technisch verwertbaren, weil ökonomischen Form.“

Ein weiterer Vorteil der Lampe zeigt uns sofort auch ihren hauptsächlichsten Nachteil: Betrachtet man ihr Licht mit einem Spektroskop, so erblickt man nicht wie bei einer anderen elektrischen Lampe oder sonst gebräuchlichen Beleuchtungsquelle das sogenannte „kontinuierliche Spektrum“, das bekannte Lichtband, das die Regenbogenfarben von Rot bis Violett im stetigem Uebergange zeigt, sondern das „Linienpektrum“ des Quecksilbers, einzelne scharfe hell strahlende Linien, zwischen denen die Uebergänge völlig fehlen. Dieser Eigenschaft verdankt die Quecksilber-Dampflampe von Arons ihre große Bedeutung für optisch-wissenschaftliche Untersuchungen, bei denen man ein starkes Licht von einfacher Farbe braucht; dagegen vermindert diese Eigenschaft zugleich die Verwendung des Lichts für die gewöhnliche Beleuchtung. Denn in dem Spektrum des Quecksilberdampfes fehlt vollständig das Rot, und deshalb werden die Farbeneffekte in dieser Beleuchtung recht eigentümlich und vielfach geradezu abstoßend. Wer z. B. sieht in diesem Licht wie Abtint aus, saftiger frischer Schinken erscheint als eine faulige grüne Masse, die Menschen erhalten ein fahles leichenhaftes Aussehen mit grünlich-gelben Wangen und bläulichen Lippen. Überall dagegen, wo es auf die Farbe nicht ankommt, in Zeichensälen, Werkstätten, Maschinenräumen, dampfhaltigen Betrieben, bei Schaufensterreklame usw. wirkt dieses Licht sehr angenehm. Die Arbeiter der Feinmechanik rühmen ihm nach, daß bei ihm ihre Sehstärke eine ganz außerordentliche ist. Auch dies beruht auf dem völligen Fehlen des roten Lichts. Unser Auge kann ebenso wenig wie die von Menschen hergestellten optischen Apparate für alle Lichtarten achromatisch eingerichtet sein, d. h. für die Strahlen aller Farben ganz scharfe Bilder geben. Für unser Sehen am wichtigsten ist das grüne Licht, und unser Auge ist deshalb gerade für grünes Licht am besten eingerichtet, so daß die auf der Netzhaut des Auges entstehenden Bilder bei den gewöhnlichen Lichtquellen und auch bei dem natürlichen Tageslicht unscharfe farbige Ränder erhalten. Wenn unser Sehen im allgemeinen dadurch auch nicht gestört wird, so ist doch klar, daß das Fehlen solcher farbigen verwischener Ränder bei der Beleuchtung mit dem einfarbigen grünen Licht der Quecksilber-Dampflampe die Schärfe unseres Sehens steigern muß.

Ein Mangel der ursprünglichen Form der Lampe von Arons war der Umstand, daß sie durch eine Bewegung, durch leichtes Neigen oder Kippen, um die Quecksilberkuppen zur Berührung zu bringen, angelassen werden mußte.

Bald nach der Erfindung der Quecksilber-Dampflampe durch Dr. Arons trat eine Reihe von Technikern an Arons mit der Bitte heran, auf die Lampe ein Patent zu nehmen, um sie dann ausschließlich durch eine Gesellschaft weiter ausbauen zu lassen. Arons lehnte alle derartigen Anträge ab, weil er für die weitere Bearbeitung der Quecksilber-Dampflampe möglichst ungehinderte Bewegungsfreiheit für alle auf diesem Gebiete Tätigen gewahrt wissen wollte. Alle von anderen Erfindern später erworbenen Patente dieser Lampe können sich daher nur auf spezielle Vorrichtungen beziehen, nicht auf die Hauptsache: „den Quecksilberlichtbogen im völlig luftleeren Raum“, der nicht patentiert ist, und dessen Herstellung daher jedem freisteht.

Eine besondere Verwendung findet die Lampe zu medizinischen Zwecken; das Quecksilberlicht ist nämlich außerordentlich reich an chemisch wirksamen ultravioletten Strahlen. Da diese durch gewöhnliches Glas stark absorbiert werden, wurde von der bekannten Platinschmelze Heräus in Hanau der Quecksilberlichtbogen in Quarz erzeugt, weil Quarz für die chemisch und medizinisch wirksamen Strahlen sehr gut durchlässig ist. Diese Quecksilber-Quarzlampen für medizinische Zwecke sind namentlich von Professor Kromayer in Berlin näher untersucht worden, der ihnen bei verschiedenen Hautkrankheiten eine sehr gute Wirkung nachrühmt. Auch von den bekannten Jenaer Glaswerken Schott u. Genossen sind für den gleichen Zweck die sogenannten Uviolampen in den Handel gebracht worden; auch diese sind Arons'sche Quecksilber-Dampflampen, die in ein besonders quarzhaltiges Glasrohr eingeschlossen sind.

Wie so viele deutsche Erfindungen wurde auch die Quecksilber-Dampflampe in Deutschland erst bekannter, als sie im Jahre 1902 als eine amerikanische Erfindung herüberkam. Von der Westinghouse-Gesellschaft wurde sie unter dem Namen Cooper-Hewitt-Lampe in den Handel eingeführt. Es handelte sich aber bei ihr durchaus um die Arons'sche Lampe, bei der auch die Zündung in der alten Form durch Kippen geschah. Inzwischen hat sich auch die General-Electric-Company in Amerika und die mit ihr liierte Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin auf die bessere Nutzbarmachung dieser Lampe geworfen, wobei die Mithilfe des Dr. Arons, der zu diesem Zweck einige Zeit hindurch bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft arbeitete, in Anspruch genommen wurde. Die jetzt von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft unter dem Namen Dr. Arons-Quecksilber-Dampflampe in den Handel gebrachte Lampe unterscheidet sich im wesentlichen nur durch die bequemere Zündung von der ursprünglichen Lampenform. Das Quecksilber befindet sich nun als Kathode in einem gerablinigen längeren Rohr. In dem Quecksilber schwimmt ein Eisenstück, bis zu welchem von dem

obere Ende des Rohres ein dünner Kohlenfaden herabgeht, in den der positive Strom eintritt. Sobald der Strom geschlossen ist, durchfließt er auch eine das Quecksilber und das Eisen umgebende Spule; infolgedessen wird das Eisen — die stromdurchflossene Spule wirkt bekanntlich wie ein Magnet — weiter in das Quecksilber hineingezogen, und dadurch eine Stromunterbrechungsstelle zwischen dem Eisen und dem Kohlenfaden erzeugt. Der Strom und die elektrische Entladung hört aber deshalb nicht auf, sondern sie entzieht nunmehr in Form des Lichtbogens, der die ganze Länge der Röhre erfüllt.

Diese bequeme Form der Zündung ermöglicht es, mehrere Lampen hintereinander in denselben Stromkreis einzuschalten. An eine Spannung von 110—120 Volt werden zwei Lampen hintereinander geschaltet, an eine solche von 220 Volt, wie sie in dem Leitungsnetz der Berliner Elektrizitätswerke vorhanden ist, vier Lampen hintereinander. Da jede dieser Lampen eine Helligkeit von 300 Kerzen hervorbringt, so kann man durch zweckmäßige Anordnung der Lampen eine außerordentliche Helligkeit erzielen. Gegenüber den gewöhnlichen Vogenlampen gewähren sie den großen Vorteil der bequemen Bedienung. Während man in eine Vogenlampe nach wenigen Stunden neue Kohlenstäbe einzuziehen muß, findet hier gar kein Materialverbrauch statt. In ausgedehnten Anlagen, z. B. bei Güterbahnhöfen, müssen die Arbeiter an jedem Tage stundenlang umherlaufen, um die Lampen wieder betriebsfähig zu machen. Das fällt bei dieser Lampe vollständig fort. Man erkennt also leicht, daß sie, obwohl sie für die gewöhnliche Zimmerbelichtung wegen der häßlichen Farbeneffekte nicht in Betracht kommt, sich doch ein weites Feld der Benutzung erobern wird.

Dr. Bruno Dorchardt.

## Kleines feuilleton.

Zum Militär. Es war ein grauer, regenschwerer Frühherbsttag. Kein Wetter, um Menschen hinauszuloden, — aber wir mußten hinaus, uns war es gerade recht, so waren wir allein mit dem was um war. Und zu unserer Stimmung paßte es. Er mußte zum Militär, nur noch drei Tage war er bei uns, kein Sonntag blieb uns mehr, — und er war mein jüngster Bruder.

So machten wir uns auf den Weg und fuhren nach Wannsee. Der Himmel war noch grauer geworden und ein feiner Regen kam hernieder. Alles war wie in ein großes Schleiergewand gehüllt, traurig, milde — milde. Die Blätter hingen in leuchtenden Farben an den Zweigen, aber sie vermochten die düstere Behmut nicht zu scheuchen. Der Dampf und Rauch der Lokomotive zog in langen Schwaden durch die Hecken am Bahndamm, zerflatternd, grazios verschwebend; aber dies war ein anmutiges Bild, und wir saßen schweigend darauf nieder während der ganzen Fahrt.

Und dann fuhren wir mit dem Dampfer über die weite ruhige Fläche des Wannsees und die Habel hinunter. Es ist ein schönes, stillverträumtes Städtchen Erde, ob die Sonne lacht oder die Wolken weinen. Die Natur ist hier so ruhig und dabei so voll Kraft und Stärke, daß der Mensch sich ihrer Schönheit hingeben muß. Die Ufer des Sees hat der Reichtum der Leute für sich in Beschlag genommen, aber was kümmerte das uns? Wir fuhren fast allein, aber die weite Fläche und die Schönheit war unser an diesem Abschiedstag.

Wir standen beide am Bug; der Regen schlug uns ins Gesicht. Wenig hatten wir bisher gesprochen und es war doch noch soviel zu sagen. Da sagte er nach meiner Hand und drückte sie warm: „Schwesterchen, es ist schön heute — so schön. Und es sind ja nur zwei Jahre.“ Ich sah ihn an. Seine Augen leuchteten, wie er in den verschleierte Tag blickte. Der ganze siegfrohe Trotz, um deswillen ich ihn so lieb hatte, lag in seinem Gesicht. Und etwas wie ein stummes Grinsen stand darin. — so, als wollte er zu den alten Kiefern sprechen: Es wird schwer sein, aber ich bleibe frei und stark wie ihr, wie's auch gehen mag.

In Moorlale verließen wir den Dampfer und schritten nun durch das alte märkische Sagenland. Und nun fingen wir an zu sprechen von allem, was unsere Seelen bewegte, was so wellern von dem lag, was nun seine Pflicht sein sollte zwei lange Jahre hindurch. Ueber alles, worüber er in diesen zwei Jahren zu keinem Menschen reden würde, das nicht verstanden sollte und das doch nicht in hellen reinen Flammen emporlodern durfte aus der jungen heißen Seele, was auch geschehen mochte.

Und die alten majestätischen Kiefern erzählten uns leise von all dem was sie gesehen in der langen, langen Lebenszeit: Viel Hoffnung und wenig Erfüllung, viel Hohlheit und viel Heldentum, viel reines, hohes Freiheitssehnen und viel siegloses Sterben. Und sie sprachen ernst und mahnend von der Zukunft, und daß sie ein neues Geschlecht bringen müsse, das in der freien Erde Heimathoden suche. — Von der Kirche bei Nikolskoje klangen Blodenschläge hernieder, — sie kündeten die Zeit.

Da übermannte es den lieben, großen Jungen. Er sprang zu der nächsten Kiefer und umschlang sie mit beiden Armen: „Ich bleibe treu!“ rief er laut in den Wald hinein; das war ein Schwur, ich wußte es. Und in unseren Seelen war Feiertag — froher, liegender Feiertag.

Der Regen strömte jetzt hernieder und als wir Wannsee wieder erreicht hatten, waren wir ganz durchnäht, aber das tat unserer Feiertagsstimmung nichts, die wollten wir mit nach Hause nehmen. Da kam die schrille Dissonanz auf die volle Schönheitsharmonie dieses Tages.

Ein alter Mann war es. Die Kleider noch nicht zerlummt, das Gesicht noch nicht verkommen, aber mit den Spuren der Heimatlosigkeit; — des Bagabundentums, — sagten wohl die, an deren reichen Hausportalen er um eine Gabe bettelte. Aber der Mod des Alten war vorne an der Brust mit Orden bedeckt; drei Kriege standen in blanten schillernden Dingen auf dieser Brust verzeichnet. Drei „heilige“ Kriege für „Kaiser und Vaterland“. Und keins dieser gleichenden Dinger brachte dem Alten ein trockenes Stück Brot.

Und wir mußten gerade an den Mann kommen, als er vor der vornehmen Villa abgewiesen wurde. „W Hund hat's besser“, knirschte er halb laut und wandte sich ab. Da war der „zukünftige Soldat“ bei ihm mit einem Sage wie vorhin bei der Kiefer und drückte dem Alten ein Geldstück in die Hand. Und dann füllte ich meine Hand umklammert, fest und hart. „Schwester“, stieß er rauh hervor.

„Armer Junge, aber laß, es sind ja nur zwei Jahre.“ —

„Nur zwei Jahre, — ah — — —“

Noch ist die Zeit nicht um, noch haben wir nicht wieder mit einander gesprochen.

C. B. S.

Religiöse Tragikomödie in Kristiania. Norwegen ist ein Land, in dem religiöse Bewegungen, mögen sie von Narren oder von Betrügern ausgehen, immer noch einen guten Nährboden finden. Die großartige Natur, die den Bauern auf einsamem Gehöft, die den Fischer an der an Fjorden und Klippen überreichen Küste nur zu oft in Gefahr bringt, macht das Volk besonders empfänglich für religiöse Gedanken und Gefühle. Doch selbst in der Hauptstadt, wo man so sicher wohnt, wie in anderen europäischen Großstädten, treten von Zeit zu Zeit religiöse „Erwედungen“ auf, daß die „Bekehrten“ oder „reumütigen Sünder“ sich wie wahnsinnig gebärden. Meist haben die Leute, die hier die Schöpfer solcher Bewegungen sind, in Amerika „studiert“ oder sich in der religiösen Geschäftspraxis weiter ausgebildet. Mit gutem Grund kann man annehmen, daß in den meisten Fällen solchen Leuten die religiösen Neigungen des Volkes nichts als ein Spekulationsobjekt sind. Gegewärtig ist in Kristiania wiederum eine große „Erwedung“ im Gange, und sie übertrifft offenbar alles, was man dort bisher erlebt hat. Ein Methodistenprediger Barret, Engländer von Geburt, aber seit vielen Jahren in Kristiania ansässig, Gründer der „Stadtmission“ und vor zwei Jahren gewählt als Stadtverordneter auf Vorschlag der Westminster, ist erst kürzlich von einer „Studienreise“ aus Amerika zurückgekehrt und hat von dort eine Geschäftsgewandtheit in Religionsfachen mitgebracht, die ihm einen ungeheuren Einfluß gibt. Zu seinen Vorf- und Weiterwerbungen hat er sich das Lokal vom „Studentenamt“ (Studentenverein) gemietet. Abend für Abend füllt sich der Saal, füllen sich die Gänge und Treppen mit einer Menge von Frauen, von Kindern und Männern. Oft dauern die Vorfübungen die ganze Nacht. Der Prediger redet und singt und betet, zeigt der Menge Totenschädel, beschwört „Geister aus dem Jenenseits“ und bringt die Versammlung so in die höchste religiöse Ekstase.

„Die Hörer“, so berichtet über eine solche Versammlung der Korrespondent von „Göteborgs Handels- und Sjöfartstidning“, „gebärden sich wie eine Horde Wahnsinniger, heulten und schrien, wandten sich in furchtbaren Seelenqualen, und viele stürzten hin auf den Fußboden in krampfhaftem Schluchzen. Ein Besucher, der als Zuschauer anwesend war, berichtet, daß alte Weiber auf den Treppen saßen und heulten wie Hunde. Kurz gesagt: alle waren von religiösem Wahnsinn schönster Reinkultur ergriffen.“

Ein junger „Neubekehrter“ erzählte selbst, wie er von abends 10 Uhr bis zum anderen Morgen 6 Uhr auf dem Fußboden gelegen und „mit seinen Sünden gefämpft“ habe. „Aber dann stieg der heilige Geist. Ich fühlte, wie er in mich hineinslog, und ich stand auf und sprach in fremden Tungen.“ Was er gesprochen und in welcher Sprache, wußte er selbst nicht, meinte aber, es sei „die Negersprache“ gewesen. —

Von den Kindern, die an diesen Versammlungen teilnehmen, sind viele erst 10 bis 12 Jahre alt. Die Zeitungen ermahnen die Eltern, besser auf ihre Kinder zu achten, und auch die Geistlichen warnen vor den schrecklichen religiösen Vorstellungen.

## Theater.

Schiller-Theater N. (Nachmittagsvorstellung): „Das Krippenspiel“, ein Tiroler Volksstück in sechs Bildern von Rudolf Greinz, Musik von Max Penger. Tirol ist nicht bloß die Heimat der Schnaderhüßln und des derben Humors. Dort gedeiht auch die Gläubigkeit und die fromme Poesie. Weihnachtslieder gibts so viele, daß in jedem Jahre immer wieder neue entdeckt werden können. Ein Zweig dieser Volksbildung sind die „Krippenspiele. Rudolf Greinz, der auch in Norddeutschland nicht ganz unbekanntes tiroler Schriftsteller, hat nun anfangs der neunziger Jahre das eingangs genannte „Krippenspiel“ geschrieben. Nur ein Tiroler, notabene ein genauer Kenner des Volkes und Dichtersmann dazu, konnte das wagen. Vom Christkatholischen Weltbrauchdunst, in den die „glorreiche Geburt unseres Heilandes“ getaucht ist — und wie gerne zugestanden sei, in-brünstig getaucht ist — soll hier nicht gesprochen werden. Aber vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet bietet

jene fremden Krippenspiele doch einiges Interesse. Sie vergönnen uns tiefen Einblick in die Seele des Tiroler Volkschlags. Als besonderes Merkmal springt die Raibität, mit welcher diese Gebirger die biblische Geschichte auffassen, in die Augen. Man wird gewahr, daß aller kirchliche Kram nur so mit hinübergenommen worden ist, daß gewisse Uebersetzungen aus heidnisch-germanischer Vorzeit noch sehr lebendig sind und sich beide nebeneinander ganz bergnüglich behaupten. Das Volk denkt immer ziemlich materialistisch. Es wird von einfacher Wirklichkeit umgeben; sein Leben vollzieht sich nach einfachen natürlichen Gesetzen. Dieser Anschauung ordnet es auch die Geburtsgeschichte Jesu unter, verquiert sie mit seinem Dasein. Die realistische, ja man kann sagen, naturalistische Behandlung jenes Stoffes in dichterischer Form ist da wie von selbst gegeben. Deshalb sind auch die Volksszenen im Grenzjüdischen Krippenspiel das Beste, weil ergößlichste. Volkstümliche Begriffe und derbe Ausdrucksmittel werden hier auf den biblischen Vorgang übertragen und mit unwichtigem Kraftgefühl zur Anwendung gebracht, daß bei dem allen der Volkshumor auf seine fastige Rechnung kommt: das eben erhöht das Ergögen. Und die Berliner genießen ja noch einen Extraspäß. Die Genfurbehörde entsiegte sich demachen über den Tiroler Nordstahl: Volkspoesie gefeisen, daß die Darstellung des Krippenspiels als höchst gefährlich erschien. Erst langwierige Kanossagänge zu Herrn von Studt — man denke! — zerstreuten jene Bedenken. So wenig der preussische Kultusminister für die Volksschulen und Lehrer übrig hat: der lieben katolischen Geistlichkeit hat er sich doch gefällig gezeigt. Herr von Studt hat gut getan, nicht präuder scheinen zu wollen, als die bayerischen oder tiroler Volksdichter, oder als die Merisei, die in jenen Gegenden fünf gerade sein läßt und sich seit langen Zeiten bis in unsere Tage hinein an derlei derben „Spielen“ den eigenen Humor entzündet. Den Vernünftigen Leopold Thurners vom Schiller-Theater verdankt man diese für die Reichshauptstadt immerhin einzigartige Veranstaltung. Vor nun anderthalb Jahrzehnten wurde dies Grenzische Krippenspiel am Münchener Gärtnerplatz-Theater zum erstenmal aufgeführt. Wie damals, so gab Thurner auch diesmal den mehr als hundertjährigen Girt Lenz. Nun freilich mit gereifter künstlerischer Kraft. Er führte auch die schwierige Regie. Gegen jene Münchener Aufführung gehalten, war diese weit besser. Das dekorative Element ist einfacher gehalten. Die Inszenierung folgt mit viel Glück der Anordnung der süddeutschen Bauerntheater: Der Himmel schaut hinein, und die gigantische Bergnatur bildet den äußerst wirksamen Hintergrund. So wurde die Geschlossenheit der sechs Bilder und die poetische Stimmung gewahrt. Mag Jengers, des weiland Professors an der Musikakademie zu München musikalische Illustrierung paßt sich dem kirchlichen wie weltlichen Sinne sehr gut an. Aus der großen Zahl von Dilettanten und Berufsschauspielern, die da mitwirken, hoben sich eine Anzahl durch annehmbare Leistungen ab. Das Haus war gestedt voll; darunter viel Schwarzkörbe. Der Beifall, die Heiterkeit äußerten sich selbstverständlich sehr stark. Mehrere Wiederholungen des Krippenspiels an Nachmittagen sollen noch stattfinden. e. k.

### Kulturgeschichtliches.

Kalender-Reform. Neuerdings ist wieder mehrfach davon gesprochen worden, daß endlich auch Rußland seinen Sonderstandpunkt in der Zeitrechnung aufgeben und den verbesserten Gregorianischen Kalender an die Stelle des heralteten Julianischen setzen werde. Man wird sich bei Erörterung dieser wichtigen Kulturfrage die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die sich der Durchführung einer so einschneidenden Reform in den Weg stellen. Tatsächlich sollen denn auch die jüngsten Bestrebungen an dem Widerstand beruhen, die ihren althergebrachten Tageslauf nicht stören lassen und die Ausnahmestellung ihrer Konfession und Nationalität gegenüber der übrigen Welt nicht aufgeben wollen, geseheitert sein. Lehreich erscheint dabei ein Rückblick auf die Zeit, da die ganze Kulturwelt vor die Frage der Verbesserung einer als fehlerhaft erkannten Zeitrechnung gestellt war. Die Einführung des von Papst Gregor XIII. 1582 festgesetzten neuen Kalenders ging denn auch keineswegs leicht und glatt vor sich. Konfessionelle und nationale Vorurteile verhinderten lange die allgemeine Anerkennung der trefflichen Neuerung. Ein kleines Stimmungsbild aus dem Lager der Gegner geben wir nachstehend auf Grund ungedruckter Quellen: „Anno 1603 schreibt Kur-Palz an die Rätb ufm Reichstag, der neue Kalender sei nicht anzunehmen, weil dadurch nur des Pabsts Primat und gewalt über das Deutsche Reich je länger je mehr bestättigt würde, das justizwesen zu Speier (dem Sitz des Reichsammergerichts) werde durch Annehmung des neuen Kalenders merklich gehindert, dessen sich die Camerales ohngefragt und ohn wissen und Erlaubnis der Ständt underfangen hätten, welches ihnen nicht gebührt, sondern hätten Sie in diesen und andern Fällen mehr auf Kais. Majest. und Stände des Reichs, von denen sie gesetzt und geordnet seindt, als auf den Pabst zu sehen: were auch nicht unbillig, daß den Cameralibus ihre Befoldungen, soviel solche dieser vielfältig feiertag halben ertragen, abgefürzt würden.“ Ueber den neuen Kalender finden sich gleichzeitig noch folgende Bemerkungen: Anno 1582 gibt Michael Mastlin, Mathematic-Professor, sein Bedenken über den vom Pabst Gregorio corrigirten Kalender ex fundamen'tis mathematicis (auf Grund der Mathematik). NB. Bischoff von Speier schreibt anno 1585

twegen publication des neuen Calenders in seinen landen, welches Schreiben aber, weil der alte Stylus darinnen nicht obschwert (von Kurpfalz), wieder zurückgegeben worden.“ Es dauerte von da ab noch geraume Zeit, bis eine bessere Einsicht sich Bahn brach. Zuerst hatten sich nur die Katholiken der Reform angeschlossen. Sie wurde angenommen: 1582 in Italien (ohne Toskana), Frankreich, Dänemark, Vothringen, Portugal, Spanien, Holland und Pöhmern, 1583 in der katolischen Schweiz, 1584 in katolischen Deutschland, 1586 in Polen, 1587 in Ungarn, 1700 erst im evangelischen Deutschland, 1701 in der evangelischen Schweiz, 1761 in Toskana, 1752 in England und 1753 in Schweden. Im Laufe der Zeit wird Rußland wohl endlich auch nachfolgen.

### Technisches.

Ein Elektrizitätsmuseum ist vor kurzem in Brüssel unter Aufsicht von H. Goldschmidt errichtet worden. Der Zweck der Anstalt besteht darin, die Entwidlung und Ausdehnung der Anwendung der Elektrizität in Belgien durch praktische experimentelle Belehrung zu veranschaulichen. Dazu dienen alle Arten von elektrischen Modellen und Apparaten, die von jedem Besucher in beliebiger Weise zum Studium oder zum Experiment in Benutzung genommen werden können. Jeder Apparat steht auf einem besonderen Tisch und kann nach Belieben mit elektrischem Strom verbunden werden. Das ganze Museum zerfällt in vier große Räume. Einer davon dient zur Vorführung und Erklärung von Gesetzen der Elektrizität. In einem anderen sind alle möglichen Maschinen enthalten, die zur Vorführung von Erscheinungen des Magnetismus, der Elektrizität und der von dieser Naturkraft bewirkten chemischen Vorgänge dienen. Auf einer Gallerie, die den ersten Saal umzieht, sind Maschinen aller Art untergebracht, dazu Lampen, Gloden, Geräte für elektrischen Betrieb in Landwirtschaft und Meierei, die gleichfalls sämtlich durch Anschluß an elektrische Leitungen in Tätigkeit vorgeführt werden können. Besonders reichlich sind die Abteilungen für gewöhnliche Telegraphie und Telephonie ausgestattet. Ein dritter Saal ist in eine größere Zahl von Beseräumen eingeteilt, wo die neuesten wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Auslage kommen. Im vierten Saal endlich sind die größeren elektrischen Maschinen aufgestellt worden, also alle Arten von Motoren, Dynamos usw., die unter Beobachtung der notwendigen Schutzmaßregeln gleichfalls von den Besuchern in Betrieb gesetzt werden können.

### Notizen.

— Im Schiller-Theater N. (Friedrich Wilhelmstädtischen Theater) wird das Tiroler Krippenspiel Sonnabend nachmittag 3 Uhr wiederholt.

— Im Vorhing-Theater wird als zweite Operettennovität Sullivans „Milado“ vorbereitet.

— „Das alte Heim“, eine dreiaktige Komödie von dem im vorigen Jahre verstorbenen Dänen Gustav Edmann gelangt nächste Woche im Dresdener Hoftheater zur Uraufführung.

— Eine Million Mark zu Wilderankäufen für das Kaiser Friedrich-Museum werden im preussischen Etat gefordert. Es soll vor allem die deutsche und daneben die spanische und die bisher so dürftige englische Schule ausgebaut werden.

— Eine belgische Polarexpedition. Die belgische Regierung hat zur Anschaffung einer Bibliothek, die alle auf die Erforschung der Polargebiete bezüglichen wissenschaftlichen Werke umfassen soll, ihre Hilfe versprochen. Die Vorarbeiten für dieses groß angelegte Unternehmen sind bereits zum großen Teil vollendet. Aber die Freunde der Polarforschung, die sich in Belgien von jeher so rege gezeigt haben, planen noch wichtigere und größere Dinge. Es wird jetzt in Belgien eine große neue Polarexpedition vorbereitet. Die Sammlung von Geldmitteln, die diesem Zwecke dienen sollen, ist bereits begonnen worden.

— Drahtlose Telegraphie in Italien. Im italienischen Post- und Telegraphenministerium sind soeben die Pläne eines interessanten Projektes fertiggestellt worden. Ganz Italien wird mit einem Netz drahtloser Telegraphie überzogen, zunächst sollen Mailand, Turin, Genua, Bologna, Neapel, Palermo und Cagliari mit einander verbunden werden. Nach Ausführung des Planes wird es möglich sein, telegraphische Mitteilungen auf drahtlosem Wege zu viel niedrigeren Tagen zu befördern, wie bisher.

— Der größte Schornstein der Welt wird, wie das höchste Haus der Welt, in den Vereinigten Staaten, dem Lande der Superlative, erbaut werden. Wie der „Frankf. Jg.“ geschrieben wird, soll der für ein großes Hüttenwerk bestimmte Schornstein eine Höhe von 506 Fuß und einen oberen Ausströmungsdurchmesser von 50 Fuß erhalten. Bisher hatte den Rekord in Schornsteinen die Halsbrücker Hütte in Freiberg in Sachsen mit 140 Metern.

— Das Tränken der Vögel im Winter ist nicht zu vergessen, da unsere Vogelwelt in der Zeit, wo alles gefroren ist, fast noch viel mehr unter dem Durst, als unter dem Hunger zu leiden hat. Wer es gut mit unseren gesiederten Sängern meint, halte deshalb Gefäße bereit, deren Wasser ab und zu erneuert oder besser noch lau gehalten wird, um es vor dem Einfrieren zu bewahren. Man kann das Gefrieren am leichtesten verhüten, wenn man erwärmtes Wasser in einen Blumenuntersatz gießt und darunter in einen Blumentopf auf Sand eine glühende Pflanzkugel legt.